

(Nachdruck verboten.)

10) Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

„Heute, Herr Mang, wäre es mir lieber, wenn Sie nicht spielen,“ sagte Frau Spörner. „Ich habe schon den ganzen Tag Kopfschmerz.“

„Wenn ich das gewußt hätte!“ antwortete Sylvester rasch, „entschuldigen Sie!“

Der Inhaber der Firma Spörners selige Erben war kein Mann für weit ausgreifende Pläne.

„Dös hast aber doch sonst gar nie!“ sagte er. „Und im Laden hast mir soa Sterbenswörtel g'sagt!“

„Ich hab' net mitten drin von der Kasse weggehen wollen. Und es war auch nicht so arg. Jetzt ist's aber stärker geworden.“

„Ja, nachher geh' nur glei ins Bett!“
„So gefährlich ist's nicht. Bloß Musik tät' ich heut' lieber nicht hören.“

„Es tut mir so leid,“ sagte Sylvester, „daß ich Sie gestört habe.“

„Rein, bleiben Sie nur! Es ist mir lieber, wenn Sie noch ein bißchen bleiben.“

Mathilde stand auf.
„Mich mußt du entschuldigen, Sophie! Ich bin so zu lang' geblieben. Morgen is die Frühmess' um sechs Uhr.“

„Ja, wie du willst. Traudel, begleit die Tante hinunter; die Elts kann das Tor nicht ordentlich aufsperrn.“

„Also gute Nacht! Und recht gute Besserung!“
„Gut' Nacht, Mathild'!“

Sylvester blieb in gedrückter Stimmung zurück.
Er horchte auf die Schritte draußen; jetzt klangen sie die Treppe hinunter, und dann hörte er sie nicht mehr.

„Herr Mang!“
Er schrak zusammen und sah auf Frau Spörner.

Das war wieder der ernste Blick.
„Herr Mang, ich muß eine Bitte an Sie richten. Aber Sie dürfen mich nicht falsch verstehen.“

Sylvester brachte keinen Laut über die Lippen.
Er wußte alles. Nun kam das Gefürchtete, und sein Herz klopfte.

„Nicht wahr, Sie verstehen mich recht. Es hat Schwäche-reien gegeben, und ich darf als Mutter nicht gleichgültig bleiben.“

„Aber . . .“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr Mang. Das braucht keine Versicherung, aber es ist besser, auch für Sie in Ihrer Stellung, wenn solche Reden nicht einmal den Schein für sich haben. Sie wissen, daß wir Sie gerne bei uns sehen, aber ich muß Sie bitten, daß die Musikstunden aufhören. Wenn Sie sonst hie und da kommen, freut es uns alle. Sie verstehen, daß ich Sie gewiß nicht kränken will?“

„Ich war . . . ich bin . . .“

„Sie müssen sich an meine Stelle denken.“

„Ich war so gerne bei Ihnen.“

„Dieber Herr Mang, nehmen Sie das nicht schwer! Wir freuen uns ja, wenn Sie wiederkommen, aber ich meine nur wegen der Musikstunden . . .“

„Ja, Frau Spörner . . .“

„Ich schreibe Ihnen morgen noch, ich wollte nur zuerst mit Ihnen reden. Brieflich sieht es immer sonderbar aus . . .“

„Ja, Frau Spörner . . .“

Leichte Schritte näherten sich der Türe. Traudel kam zurück. Ein Blick zeigte ihr, daß sich etwas zugetragen hatte.

Und es war nicht schwer, das zu sehen.

Der Alte stand am Fenster und schaute angelegentlich auf die dunkle Straße hinaus.

Er hütete sich, den jungen Mann anzusehen; eine solche Ansprache war nichts für ihn. Er ärgerte sich über seine Frau: die tat ja, als wäre sie ihrer Lebtag Hofdame gewesen. So etwas Großartiges! Er hätte das nie fertig gebracht; ganz gewiß nicht.

Es wurde ihm beim Zuhören unbehaglich zumute, und

er hatte Angst, daß seine Frau sich am Ende auf ihn berufen würde.

Er schaute verstohlen zu ihr hinüber.
Da mußte er sie doch bewundern, wie sie in mütterlicher Würde dasaß und ruhig die langen Klänge redete.

In den Frauenzimmern steck' etwas Gefährliches. Wer hätte bei seiner Sophie diese Grausamkeit gesucht? Seit vierundzwanzig Jahren saß sie bescheiden und still an der Kasse von Spörners seligen Erben, in vierundzwanzig Jahren hatte sie ihm nichts genommen von der überlegenen Stellung, die ihm als Chef dieser Firma gebührte, und jetzt saß sie dort auf ihrem Stuhle und zeigte ein so beherrschendes Wesen, daß ihm nachträglich der Schrecken in die Glieder fuhr.

Er hätte sich gefreut, wenn dieser junge Mensch sich vor ihrer Hoheit nicht gebeugt hätte. Aber der saß wie betäubt da und brachte nichts heraus, als sein „ja, Frau Spörner“.

Natürlich, so mußte er unterliegen.
Jetzt schwieg sie, und Traudel kam in das Zimmer.

Papa Spörner war neugierig, ob Sylvester nicht doch noch mit diesem Bundesgenossen einen Gegenangriff versuchen würde.

Das Mädel mußte ihm tapfer helfen und sagen, daß sie alle zusammen fröhlich waren, und daß keine böse Zunge das ungeschuldige Vergnügen stören dürfe.

Aber das war nun heute schon so. Niemand kämpfte wider die Macht der Frau Sophie.

Der junge Mensch sagte kein Wort, und Traudel stand verlegen mitten im Zimmer; eine leichte Röte stieg ihr in die Schläfen, und sie machte sich am Tische zu schaffen; sie räumte einige Teller ab und eilte mit ihnen auffallend rasch hinaus. Nirgends war eine Spur von Mut und Entschlossenheit zu bemerken.

Auch Sylvester erhob sich.
Seine Stimme klang verschleiert.

„Es tut mir so leid, wenn ich Ihnen Verdruß gemacht habe. Grüß Gott, Frau Spörner!“

Jetzt ging er zum Fenster hin.
Der Alte gab ihm die Hand, und Sylvester drückte sie kräftig.

„Gute Nacht, Herr Spörner, und . . .“

Der Satz brach ab und wurde durch Händeschütteln ergänzt.

So verständlich, daß der Chef der Firma gerührt wurde und beinahe versucht war, den Sieg der Frau Sophie in eine Niederlage zu verwandeln.

Aber Sylvester wartete es nicht ab; er verließ das Zimmer noch rascher als Traudel, und erst auf der Treppe kam er in langsame Gangart.

Diesmal ging Elise mit, obgleich man der Ansicht war, daß sie das Tor nicht ordentlich aufsperrn könne.

Sylvester bemerkte diese Ungeschicklichkeit nicht; es ging viel rascher, als er dachte.

Er blieb sogar noch eine Weile in dem gewölbten Gausgange, als das Tor bereits offen stand.

Und dann schritt er zögernd hinaus.
Es war alles wie sonst.

Die Straße war still und menschenleer; die Gaslaterne warf ihren Schein auf den fröhlichen Neger, der auch bei Nachtzeiten guten Anstich rauchte und sich an den Kaffeesack lehnte.

Und es war empörend, wie vergnügt er lachte, während doch neben ihm ein junger Mann sich an die Mauer lehnte und bitterlich weinte.

9. Kapitel.

Herr Dausstätter saß in der geräumigen Stube, die von ihm und Fräulein Dechner Studierzimmer genannt wurde.

Neben dem Schreibtische stand eine offene Bücherstange, und die frommen Gäste des Pfarrers konnten auf derselben einige dicke Folianten bemerken, welche nur von heiligen Dingen handelten.

Die Schriften des heiligen Thomas von Aquin, „Die Herrlichkeiten Mariä“ von Alphons von Liguori, daneben mehrere Gebetbücher und Breviere und an prosaischen Schriften: „Die Verwaltung des katholischen Pfarramtes

von Stingl", der „Sulzbacher Kalender“ und Pfarrer Aneips Wasserfur.

Das war die Bibliothek Baustätters. Auf dem Kanapee lag noch ein großes Buch mit schwerem Einbande, die Gesichte der Heiligen, herausgegeben zu Regensburg Anno 1672.

Es war stark abgenützt, die Messingschließen hingen herunter, einzelne Blätter sahen hervor, und die Eden waren verbogen.

Fremde Besucher konnten glauben, daß der Pfarrer in diesem Buche häufig lese; Herr Kooperator Sigberger und Fräulein Lechner jedoch wußten, daß die Schäden von den beständigen Würfeln kamen, mit welchen es tags zuvor gegen die Wand geschleudert wurde.

Sonst erinnerte nichts mehr an die stürmische Szene. Auch nicht auf dem Antlitz des hochwürdigen Herrn, welcher soeben den Hieraugl empfing.

„Ich hab' Sie rufen lassen,“ sagte er, „setzen Sie sich, denn wir müssen länger miteinander reden.“

„Der Geitner hat ma's ausg'richt'. Weg'n der Wahl hat er g'sagt.“

„Ja, auch wegen der Wahl.“

„Da möcht' i Sahna scho glei sag'n, Herr Pfarrer, daß i am liabern glei gar nix mehr hör' dabo.“

„Hieraugl, reden können wir ja einmal darüber.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi.

3.

Je weiter sich Olenin von dem Zentrum Rußlands entfernte, desto entfernter schienen ihm auch seine Erinnerungen; je mehr er sich dem Kaukasus näherte, desto freier wurde ihm die Seele. Für alle Zeit fortzugehen und nie mehr zurückzukehren, nie mehr sich wieder in der Gesellschaft zu zeigen. Dieser Gedanke zog ihm manchmal durch den Sinn. Und diese Menschen, die ich hier sehe, sind nicht die Menschen, niemand von ihnen kennt mich, niemand von ihnen kann je nach Moskau kommen in dieselbe Gesellschaft, in welcher ich verkehrte, und etwas über meine Vergangenheit hören, und niemand wird von dieser Gesellschaft erfahren, was ich getan habe, als ich unter diesen Menschen lebte. Und das ihm völlig neue Gefühl der Freiheit, der Unabhängigkeit von allem Vergangenen erfaßte ihn mitten unter diesen rohen Wesen, denen er auf dem Wege begegnete, und die er nicht als gleichberechtigt mit seinen Moskauer Bekannten anerkannte. Je roher die Menschen waren, je weniger Merkmale der Zivilisation sie an sich trugen, desto freier fühlte er sich. Stavropol, durch das er fahren mußte, gefiel ihm nicht. Die Schilder, sogar französische Schilder, die Damen in den vornehmen Wagen, die Droschken, die am Plage hielten, der Boulevard und der Herr in Mantel und Mütze, der auf dem Boulevard spazieren ging und die Vorüberfahrenden musterte, machten ihm einen schmerzlichen Eindruck. Diese Menschen kennen vielleicht jemanden von meinen Bekannten — und wieder fiel ihm der Klub, der Schneider, die Karten, die Gesellschaft ein.

Dafür aber ging es von Stavropol weiter zu voller Befriedigung; hier war alles wild und überdies schön und kriegerisch, und Olenin wurde immer heiterer und heiterer ums Herz. In allen Kosaken, Postknechten, Stationsvorstehern sah er einfache Wesen, mit denen er zwanglos scherzen und plaudern konnte, ohne sich darüber Gedanken zu machen, zu welcher Gesellschaftsklasse sie gehörten. Alle gehörten der Menschheit an, und dieser gehörte Olenins unbewußte Liebe, und alle waren gegen ihn freundlich und entgegenkommend.

Schon im Dagebiet hatten sie ihren Schlitten gegen eine Telege (Bauernwagen) vertauscht, und hinter Stavropol war es bereits so warm, daß Olenin den Pelz ablegte. Es war schon Frühling — ein überraschend heiterer Frühling für Olenin. Zur Nachtzeit ließ man niemanden mehr aus den Kosakendörfern, und am Abend hieß es, es sei gefährlich in der Gegend. Wanuschka bekam Furcht. Im Postwagen lag eine geladene Flinte. Olenin wurde noch heiterer. An einer Station erzählte der Vorsteher von einem schrecklichen Mord, der unlängst auf der Landstraße geschehen war. Man traf bewaffnete Männer. Hier also fängt es an, sagte Olenin zu sich selbst und erwartete stündlich den Anblick der Schneeberge, von denen er so viel gehört hatte. Eines Tages zeigte der Postknecht, ein Nogai, mit der Peitsche nach den Bergen hinter einer dunklen Wolke. Olenin schaute begierig hin, allein es war dunkel, und die Wolken hüllten die Hälfte der Berge ein. Olenin sah etwas Graues, Weißes, Zackiges, und so sehr er sich Mühe gab, er konnte in dem Anblick der Berge, von denen er so viel gelesen und gehört hatte, nichts Schönes finden. Berge und Wolken, denkt er, haben ganz dasselbe Aussehen, und die besondere

Schönheit der Schneeberge, von der man ihm so viel erzählt hatte, sei ebenso Erfindung, wie die Musik von Bach und wie die Liebe zum Weibe, an die er nicht glaubte. Er sehnte nun nicht mehr die Berge herbei. Am anderen Tage aber, am frühen Morgen weckte ihn in seinem Postwagen die frische Morgenluft. Er sah gleichgültig nach rechts. Der Morgen war klar und hell. Plötzlich erblickte er auf zwanzig Schritt Entfernung, wie es ihm im ersten Augenblick vorkam, die schneeweißen Riesen mit den gartenartigen Riffen der Gipfel, die sich wunderbar von dem fernen Horizont abhoben. Und als er den ganzen Abstand zwischen sich und den Bergen und dem Himmel, die ganze gewaltige Größe der Berge begriff, und als er die ganze Unendlichkeit dieser Schönheit empfand, erschrak er, alles erschien ihm wie ein Traumgesicht. Er schüttelte sich, um zu erwachen. Die Berge standen fest.

Was ist das? fragte er den Postknecht.

Die Berge, antwortete der Nogai gleichgültig.

Ich sehe sie auch schon lange, sagte Wanuschka, o, wie schön! Bei uns zu Hause würde man's nicht glauben.

Bei der schnellen Bewegung des Dreigespanns auf der ebenen Landstraße schienen die Berge am Himmelsgewölbe vorüberzulaufen, und ihre rötlich strahlenden Gipfel erglänzten von der aufgehenden Sonne. Erst setzten die Berge Olenin nur in Erstaaunen, dann gewährten sie ihm Freude, dann aber, da sein Auge immer tiefer in diese nicht aus anderen dunklen Bergen, sondern unmittelbar aus der Steppe hervorstechenden und vorübereilenden Ketten von Schneebergen eindrang, ging ihm allmählich ihre ganze Schönheit auf, und er empfand die Berge. Von diesem Augenblicke an bekam alles, was er gesehen, alles, was er gedacht, was er gefühlt hatte, den neuen, ernst erhabenen Charakter der Berge. Alle Moskauer Erinnerungen, Scham und Reue, alle niedrigen Gedanken über den Kaukasus, alles entschwand und kehrte nie mehr wieder. Jetzt fängt es an, schien ihm eine feierliche Stimme zu sagen, und die Landstraße und das in der Ferne schimmernde Band des Terel und die Kosakendörfer und die Menschen — alles erschien ihm nun ernster. Er blickt gen Himmel — und gedenkt der Berge. Er blickt sich, er blickt Wanuschka an — wieder stehen die Berge vor ihm. Zwei Kosaken reiten vorüber, und ihre Flinten im Futteral bewegen sich gleichmäßig auf ihrem Rücken. Die grauen und braunen Reine ihrer Pferde laufen ineinander, und die Berge . . . Jenseits des Terel sieht man den Rauch aus dem Aul (Dorf), und die Berge . . . Die Sonne steigt empor und beleuchtet den schilfumräumten Terel, und die Berge . . . Aus einem Kosakendorf kommt ein Wagen gefahren; er sieht schöne Weiber, junge Weiber, und die Berge . . . Die Abreken sprengen durch die Steppe, und ich fahre dahin und fürchte sie nicht — ich habe eine Waffe und Kraft und Jugend, und die Berge . . .

4.

Die ganze Gegend der Terellinie, an welcher die grebenischen Kosakendörfer liegen, ist etwa achtzig Werst lang und trägt nach ihrer Bodenbeschaffenheit und nach ihrer Bevölkerung einen einheitlichen Charakter. Der Terel, der die Kosaken von den Bergvölkern trennt, fließt trüb und reißend, aber schon breit und geräuschlos dahin; er setzt beständig auf dem niedrigen, schilfbewachsenen rechten Ufer einen grauschimmernden Sand ab und unterpflügt das abschüssige, wenn auch nicht so hohe linke Ufer mit seinen Wurzeln hundertjähriger Eichen, faulender Platanen und jungen Nachwuchses. Am rechten Ufer liegen friedliche, aber noch nicht berührte Aul's; das linke Ufer entlang, eine halbe Werst vom Wasser, liegen in Zwischenräumen von sieben bis acht Werst die Kosakendörfer. In alten Zeiten lag der größte Teil dieser Dörfer unmittelbar am Ufer; aber der Terel entfernt sich mit jedem Jahre mehr von den Bergen in nördlicher Richtung und hat sie unterpflügt, so daß jetzt nur noch die dicht bewachsenen alten Planden sichtbar sind, Gärten, Birn-, Feigenbäume und Linden, durchwachsen von Brombeeren und wildem Wein. Keine Menschenseele wohnt jetzt hier, und nur im Sand sieht man Spuren von Hirschen, Wölfen, Hasen und Fasänen, die sich gern an diesen Orten aufhalten. Von einem Dorf zum andern führt ein Weg, der grabtief durch den Wald gehauen ist. An diesem Wege liegen die Grenzwachposten, in welchen die Kosaken stehen, Zwischen den Grenzposten auf Erhöhungen befinden sich die Wachtürme. Nur ein schmaler, dreißig Klafter langer Streifen waldigen, fruchtbaren Bodens bildet den Bereich der Kosaken. Nördlich von ihnen beginnen die sandigen Dünen der nogaischen oder mosdolschen Steppe, die sich weit nach Norden erstreckt und sich, Gott weiß wo, in die truchmenische, afghanische und die kirgisaisadische Steppe verliert. Südlich, jenseit des Terel, liegt die große Tschetschnja, der Berggücken von Kotscholossoff, die schwarzen Berge, noch ein Berggücken und endlich die Schneeberge, die nur das Auge sieht, die aber noch nie der Fuß eines Menschen betreten hat. In dieser fruchtbaren, waldigen und pflanzenreichen Gegend lebt seit urdenklichen Zeiten eine kriegerische, schöne und reiche altgläubige russische Bevölkerung, die man die Greben-Kosaken nennt.

In uralter Zeit hatten sich ihre Voreltern, Altgläubige, aus Rußland geflüchtet und am Terel niedergelassen, mitten unter den Tschetschenzen auf dem Greben, dem ersten Ramme der waldreichen Berge der Großen Tschetschnja. Sie vermischten sich mit ihnen und nahmen die Gebräuche, die Lebensweise und die Sitten der Bergbewohner an, behielten aber auch dort die russische Sprache und den alten Glauben in vollster Reinheit bei. Eine noch heute

unter den Kosaken lebendige Sage erzählt, Jar Iwan, der Schreckliche, sei an den Terek gekommen, habe die Aeltesten vom Greiben vor sein Antlitz berufen, ihnen Land diesseits des Flusses geschenkt, sie zu friedlichem Zusammenleben ermahnt und ihnen versprochen, sie weder zur Untertänigkeit noch zum Wechsel ihres Glaubens zu zwingen. Noch heute sind sich Kosakengeschlechter ihrer Verwandtschaft mit Tschetschensischen bewußt, und die Liebe zur Freiheit, zum Müßiggang, zu Raub und Krieg bilden die Hauptmerkmale ihres Charakters. Der Einfluß Rußlands äußert sich nur von der ungünstigen Seite — durch Zwang bei den Wahlen, durch das Herunternehmen von Kirchenglocken und durch die Truppen, die hier liegen oder hindurchziehen. Der Kosak haßt den ritterlichen Bergbewohner, den Dshigiten, der seinen Bruder getötet hat, instinktiv weniger als den Soldaten, der bei ihm liegt, um sein Dorf zu verteidigen, der ihm aber seine Hütte mit Tabak vollraucht. Er achtet den Bergbewohner, seinen Feind, er verachtet den Soldaten, der ihm ein Fremder und ein Verräter ist. Eigentlich ist der russische Bauer für den Kosaken ein fremdes, wildes und verächtliches Geschöpf, dessen Vertreter er in den herumziehenden Hausierern und den kleinrussischen Ansiedlern sieht, welchen der Kosak verächtlich den Namen „Kriecherseele“ gibt. Will er sich vornehm weiden, so ahmt er dem Fischeressen nach. Die beste Waffe nimmt er von dem Bergbewohner, die besten Pferde kauft oder stiehlt er bei ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Vogelberg und Vogelfang.

Ein Bild von den Färöerinseln.

Der Vogelfang spielt seit alters eine große Rolle in dem Erwerbs- und Sportleben der Bewohner der Färöer. Die Vögel, denen nachgestellt wird, sind Allarten (Troillumme, All und Lund) samt der dreizehigen Möwe, die in den Vogelfelsen (steile, hohe Vorgebirge, die in grasbewachsenen Abhänge verlaufen) bauen. Die Lumme, der All und die dreizehige Möwe hocken auf den Abhängen des Vogelgebirges, während der Lund, auch Seerpapagei genannt, in der Erde der grasbewachsenen Abhänge tiefe Höhlen gräbt.

Der Bergvogelfang ist lockend wie nichts anderes, der Gedanke daran bringt die jungen Leute in schwindelnde Begeisterung. Wenn es dem Jüngling endlich versprochen worden ist, an dem Sommerfang teilnehmen zu dürfen, kennt seine Unruhe und Spannung keine Grenzen, alle seine Gedanken und Vorstellungen drehen sich um das Leben in den Bergen, und er träumt nur davon — süße, angstgewürzte Träume.

Die letzten Nächte vor dem Start des Fanges liegt er wach, und wünscht nur, die Stunde wäre da, wo die Geräte ins Boot gestapelt werden, vom Land gestossen wird, um an die unbewohnten Inseln zu rudern, wo die Vogelfelsen sind.

Er wird von einem reizbaren, angsterfüllten, pilanten Gefühl gepackt, welches ihm ins Blut geht und ihn völlig beherrscht, sofort wenn er den niedrigen Strand am Bergfuße betritt. Dort wächst das glatte, abgestumpfte Salzgras, die Fniel steigt gleichmäßig in die Höhe, bis sie ein paar Tausend Fuß erreicht hat und fällt dann steil gegen das Meer ab.

Das Seil und die Fanggeräte werden auf die höchsten Punkte der Fniel geschleppt und derjenige von den Vogelfängern, der in den Berg heruntergeleitet werden möchte, tritt hervor. Mit breiten, wollenen Bändern um die Schenkel und schmälere Bändern um die Brust wird er am Seil, das gewöhnlich 300 Faden lang ist, so festgebunden, daß er ebenso bequem dasitzt, wie in einem Lehnstuhl; die Hände und Füße sind ganz frei. Der junge Mann sieht beim Hervortreten ganz mutig aus, wenn er aber festgebunden ist und von seinen Kameraden vom Abhänge heruntergeleitet werden soll, möchte er lieber die Lour lassen. Die Angst, dem Gelächter und Hohn ausgesetzt zu werden, ist aber bei ihm so groß, daß sie in den meisten Fällen die Furcht vor der steilen Fahrt besiegt. Und ist er erst von dem Felsenabhang weggekommen, geht es gleich besser. Denn die pilante Empfindung in allen Nerven, der hohe, blaue Himmel, das Meer, das da unten schäumt und singt, die Vögel, die überall auf den Abhängen wimmeln und kreisen und ihr tauendstimmig rausendes und antwortendes Geschrei hören lassen, ist so überwältigend, so neu, so herrlich, daß der Todesgedanke fast schön wird in dieser Situation.

In vielen von den Vogelfelsen gibt es Boden oder Gewölbe, die dem Vogelfänger große Schwierigkeiten verursachen. Um an die Abhänge und tiefen Höhlen zu gelangen, die unter den Gewölben sind, und wo immer große Mengen von Vögeln bauen, muß der Vogelfänger mit den Füßen in der Luft arbeiten, bis er das Seil in starke, schwankende Bewegungen bringt.

Sind die Schwingungen endlich so groß geworden, daß der Vogelfänger den Felsen mit den Beinen erreichen kann, stößt er mit diesen an, um den Schwung zu verstärken; er faßt durch die Luft wie ein Pfeil, es singt ihm vor den Ohren. Endlich gelingt es ihm, sich an irgendeinen hervorspringenden Stein festzuhalten und sich mit allen Kräften auf den Abhang hinaufzuziehen.

An einem verwitterten Vorsprung des Berges oder an einem bei früheren Gelegenheiten eingebohrten eisernen Stift wird jetzt

das Seil festgemacht. Die Vogelstange, eine zwei Faden lange Stange, worauf ein sackförmiges Netz hängt, hat er die ganze Zeit in der Hand gehabt und streift jetzt mit dieser dem Felsen entlang, um die auf den Abhängen sitzenden Vögel zu fangen, die er erreichen kann. Außerdem fängt er auch Vögel, die in zahllosen Mengen vorbeisfliegen, indem er die Stange mit dem Netz gegen sie schlägt.

Der kleinste Fehltritt kann jedoch sein Tod werden, und kaum geht über die Färöer ein Jahr hin, wo nicht ein Vogelfänger bei Ausübung seiner gefährlichen Arbeit den Tod findet.

Es kommt vor, daß Gesteine auf ihn herunterfallen und ihn töten oder das Seil, worin er hängt, zerschneiden. Und es kommt vor, daß ganze Partien vom Gebirge, wo er oder mehrere Vogelfänger sich gerade befinden, ausrutschen und die Unglücklichen in den Abgrund mitreißen.

Die gefangenen Vögel werden gewöhnlich ins Meer heruntergeworfen, wo ein Boot wartet, um die Beute wieder heraufzuangeln.

Die Vogelfelsen geben den Färöern ihre Poesie und Schönheit, sie sind auch der Stolz der Bewohner. Das eifrige, lebhaftes Vogelwesen in und bei den Bergen hat doch auch seine tragischen Einzelheiten.

Raubmöwen und Raben kreisen auf ihren Raubzügen herum, und nicht immer können die friedlichen Bergvögel diese Friedensstörer von ihren Eiern und Jungen weghalten. Es kommt auch nicht selten vor, daß das muntere, reizende Vogelfind, das mit seinen Kameraden auf dem Abhang herumtrippelt, von Sehnacht überwältigt wird, seine kleinen Flügel zu probieren. So stürzt es sich in die blauen, lodenden Meereswellen hinaus, jetzt, wo sowohl Vater als Mutter weit, weit weg sind um Futter für ihren Liebling zu holen.

Das reizende, unerfahrene Ding, das schon tauchen kann, aber in der Kunst, die kleinen Tobiasfische im Wasser zu greifen, noch keinen Unterricht bekommen hat, wird vom Strom weggeführt. Wenn die Mutter noch Hause kommt und bringt das Futter im Schnabel, entdeckt sie mit unagbarem Schmerz, daß ihr geliebtes Junges nirgends zu finden ist.

Und sie fängt zu suchen an. Einen Tag nach dem andern sucht sie, ist nicht mehr und stirbt schließlich vor Hunger und Sorge, wenn sie ihr Einziges und Alles nicht findet.

Inzwischen wird der Kleine auf dem endlosen Meer herumgetrieben; unaufhörlich läßt er seine durchdringenden Hilferufe hören, aber wie die Kräfte allmählich abnehmen, werden die Rufe immer schwächer, und endlich geschieht es, daß der arme Verirrte nichts mehr kann, gibt den Geist auf, wendet seinen weißen, flaumigen Bauch nach oben und treibt verendet ans Land. Und die Mutter, die während des Suchens auch nicht mit den Rufen aufgehört hat, wird vielleicht an dieselbe Küste geführt, wo ihr Junges als Leiche ruht.

Finden aber die zwei, Mutter und Kind, einander am Leben, wird die Freude unbeschreiblich. Sie plätschen mit den Flügeln ins Wasser, schwärzen unaufhörlich und die Mutter beißt sich, kleine Fische als Futter aus der Tiefe zu holen. Dann halten sie zusammen die stärkende Mahlzeit, und der Kleine hüpfert froh auf den Rücken der Mutter, wo er sicher ruhen kann. Und vom Strom lassen sie sich beide in das offene Meer an fremde Landestrecken führen.

Die Bergvögel sind nämlich Liebvögel, die im Frühjahr ankommen, aber früh im Herbst weggehen.

Sigmund O. Patursson.

Kleines feuilleton.

Erziehung und Unterricht.

B. Kaupé: „Der Säugling, seine Ernährung und seine Pflege“. (Aus „Natur und Geisteswelt“, Teubner, Leipzig.) Dr. P. Maré: „Des Kindes Ernährung und Pflege von der Geburt bis zum Schulbeginn“.

„Nach dem ersten Halbjahre ist eine leichte körperliche Zurechtweisung sehr oft nicht nur nicht schädlich, sondern sogar sehr nützlich“, sagt Kaupé. Maré äußert sich ähnlich:

„Wir finden nur zu oft, daß schon in den ersten Lebensmonaten Kinder die Beherrscher der Mütter oder Pflegerinnen werden. Wie schwer ist es, eine solche zu bestimmen, daß sie ihren Willen gelten läßt von der ersten Lebenszeit des Kindes! Hat man sich also überzeugt, daß kein Bedürfnis, kein lästiger oder schmerzhafter Zustand, kein Kranksein vorhanden ist, daß das Schreien eben nur der Ausdruck einer Laune, einer Grille, das erste Auftreten des Eigensinnes ist, so muß man diesem entgegengetreten durch schnelle Ablenkung der Aufmerksamkeit, ernste Worte, drohende Gebärden, Klopfen ans Bett, Tragen des Kindes ans Fenster, bei welchen Eindrücken das Kind meist innehält, stutzt und das Schreien einstellt, oder wenn dieses alles vergeblich, durch natürlich entsprechend milde, aber in kleinen Rausen bis zur Verhütung oder bis zum Einschlafen des Kindes beharrlich wiederholte körperlich fühlbare Ermahnungen. Das Kind erhält so ungeachtet seines nur dämmernenden Gefühlslebens den Eindruck der Abhängigkeit von außer und gewöhnt sich, sich zu fügen.“

Die beiden Proben aus den angeführten Büchern sollen rechtfertigen, warum wir die sonst recht brauchbaren Anleitungen unseren Lesern nicht empfehlen können. „Reichte körperliche Zurechtweisung“,

sagt der eine, „körperlich fühlbare Ermahnungen“, sagt der andere. Aber diese sanften Umschreibungen können niemand darüber täuschen, daß hier von Ärzten in Büchern welche die Hygiene des Kindes zum Vorwurf haben, die körperliche Züchtigung für Säuglinge in den ersten Lebensmonaten empfohlen wird. — Den Verfassern genügt es wohl nicht, daß unsere Kinder, sobald sie gehen und reden können, in Haus und Schule der Fingelpädagogik ausgeliefert werden; es genügt ihnen nicht, daß unserer größeren Kinder durch das Gefühl der „Abhängigkeit von außen die Jugendfreude und das Glück freier Entwicklung gestört wird. Nein, schon im „Säuglingsalter“ soll der finstere Geist der Diktate über den armen Kleinen schweben und die frühesten Sinneswahrnehmungen beherrschen. Die Züchtigung als Wiedervergeltung für die „Launen“ eines Säuglings! Und wenn es noch immer Launen wären! Woher nimmt der Arzt die Sicherheit, zu behaupten, daß, weil seine Untersuchung keine Ursache für das Schreien des Kindes findet, auch keine Ursache vorhanden sei? Und was kann dem Arzt gelingen, das soll die Mutter verstehen und entscheiden! Wenn man doch endlich das Märchen von dem „launenhaften“ Säugling fahren lassen wollte! Ein gesundes Kind ist nicht launenhaft, und was wir „Launen“ zu nennen belibien, ist — bei Kindern wie bei Erwachsenen — ein uns nicht bekannter körperlicher oder seelischer Sämerzustand.

Eine ähnliche drakonische Maßnahme rät Klaupe in Fällen, wo Säuglinge durch Schwäche oder „Trägheit“ an der Brust einschlafen, ehe sie satt sind. Man kann diese Kinder dadurch erziehen, daß man sie nicht etwa durch Hin- und Herdrehen der Warze im Munde zum Weiteraugen anregt, sondern dadurch, daß man sie dann einfach ins Bettchen legt und mit der nächsten Mahlzeit bis zu deren richtigen Zeit wartet. Da ist es denn der Hunger, der diese Unart bald abstellt.

Der trinkschwache Säugling wird, wenn er zu wenig getrunken hat, sein Bedürfnis bald durch Schreien verraten und so lange schreien, bis er wieder Nahrung erhält. Und durch das Schreien ermüdet, wird er nun erst recht nicht die Kraft zum Säugen haben, sondern nach wenigen Zügen einschlafen. Womit das schöne Spiel von neuem beginnen kann. Da ziehe ich doch die von Klaupe verpönte alte Sitte vor, ein solches Kind durch Hin- und Herdrehen der Warze, durch Wetupfen mit Wasser usw. zum Trinken anzuregen.

Alle Vorzüge der sonst recht zweckmäßig zusammengestellten Bücher fallen nicht ins Gewicht den gerügten Mängeln gegenüber. Wir beklagen besonders, daß der Verlag v. G. Teubner in Leipzig, der sich sonst stets als Vorläufer humaner Erziehungsmethoden gezeigt hat, in seiner trefflichen Sammlung solch gefährliche Prügelpädagogik zu Worte kommen läßt.
Dr. M. H.

Physiologisches.

Die Funktion der Tränen. Die Tränen des Weizens und Lockens, die Tränenabsonderung auf einen mechanischen oder Lichtreiz sind wohl jedem bekannt, aber die psychische Wertung der Träne dürfte wohl den meisten näher liegen, als die naturwissenschaftliche. In einem Aufsatz der „Zentral-Zeitung für Optik und Mechanik“ ist die Funktion der gesunden und der kranken Tränenrüse einer zusammenfassenden Betrachtung unterzogen, aus der die Zweckmäßigkeit der Tränen bei den verschiedenen Anlässen ihrer Absonderung hervorgeht. Der Inhalt der Tränenrüschen wird — sofern nicht gewisse krankhafte Veränderungen dem entgegenstehen — während des ganzen Lebens beständig abgefördert und durch den Lidspalt selbsttätig nach der Nase abgeleitet, und zwar unbewußt und unbemerkt. Eine krankhafte Steigerung dieses Vorganges kann wohl vorkommen, ist jedoch selten. Die Tränenflüssigkeit ist für das richtige Funktionieren des Augenapparates von außerordentlicher Wichtigkeit. Durch sie wird ein richtiger Lid-schluß erst ermöglicht. Gleichzeitig bildet sie einen unerläßlichen Schutz für Horn- und Pindohaut, die ohne bedeckende Flüssigkeitsschicht namhaften Schädigungen, insbesondere durch Bakterien, ausgesetzt wäre. Die chemische Zusammensetzung der Tränen vermag die Angriffe der Mikroorganismen abzuwehren oder doch wenigstens erheblich abzuschwächen. Die optische Funktion des Auges wird durch die flüssige Schutzdecke in keiner Weise beeinträchtigt. Nur wenn eine übergroße Ansammlung von Tränenflüssigkeit im Bindehautsack stattfindet, wie etwa beim Auftreten von Hindernissen im Tränen-schlauch oder bei starkem Zusammenrücken der Augenlider, wird das Sehen unendlich, da die Tränen-schicht dann die Form eines Konvexzylinders annimmt. Wenn man beispielsweise im Dunkel gegen eine Lichtquelle sieht und dabei mit den Augen zwinzelt, so scheinen von dem Licht — einer Laterne etwa — mehr oder minder lange Strahlen auszugehen, die dem Blick des geöffneten Auges nicht standhalten. Das Weinen ist von einer anormalen Tränenabsonderung begleitet, die durch seelischen Reiz, also vom Gehirn aus, zustande kommt. Die Tiere weinen nicht. Auch beim Kinde dauert es oft ziemlich lange, bevor ein eigentliches Weinen zu beobachten ist. Bisweilen währet dieses ein halbes Jahr; jedenfalls pflegen die Kinder in den ersten Wochen ihres Daseins sich mehr durch Schreien als durch Weinen zu betätigen. Daß man auch infolge von Freude weinen kann, wird oft gesagt. Es ist aber nicht so ganz einfach, Gefühle zu analysieren, und man fragt sich unwillkürlich, ob die Freude-stimmung, die zu Tränen Anlaß gibt, nicht nahe mit jenem Seelenzustande verwandt ist, den man „Nährung“ zu nennen pflegt. Daß jemand „Tränen lacht“, kommt vor, hat aber mit den

„Freudentränen“ nichts gemein. Es handelt sich vielmehr dabei im wesentlichen um einen rein mechanischen Reiz infolge des starken Zusammenrückens der Augenlider, das mit dem Nachvorgang Hand in Hand geht. In ganz gleicher Weise vermag auch das Wähnen eine Tränenabsonderung zu bewirken. Wenn bei Augenleiden ein „Tränen“ stattfindet, so liegt jedesmal pathologische Reizung gewisser Nerven vor, die durch die starke Absonderung der Drüsen ausgelöst wird.

Medizinisches.

Von der englischen Krankheit. Zur Aufklärung über die englische Krankheit dient eine Untersuchung des Arztes Dr. Gelati über den Zusammenhang der Häufigkeit dieser höchst verderblichen Kinderkrankheit und des Alters der Eltern. Dem Arzt stand dafür das Material der Kinderklinik an der Medizinschule in Parma zur Verfügung, und zwar konnte die städtische Zahl von 3121 Kindern herangezogen werden, die im Verlauf von vier Jahren Aufnahme in die Klinik gefunden hatten. Unter diesen wurde bei 615 englische Krankheit festgestellt, also bei etwa einem Fünftel. Die große Verbreitung des Leidens ist dadurch von neuem bewiesen. Auffallend und der Erwartung widersprechend ist die Feststellung, daß die Landkinder häufiger von dieser Krankheit befallen werden, als die in Städten lebenden Kinder, denn für jene betrug die Verhältniszahl der daran Erkrankten nur etwa 17, für jene dagegen fast 25 Prozent. Besonders wichtig aber ist die Ermittlung, daß unzweifelhaft die Kinder umso mehr zu englischer Krankheit neigen, je älter die Eltern zur Zeit der Geburt gewesen sind. Unter den Kindern, deren Eltern sich zur Zeit der Zeugung noch in einem Alter von weniger als 20 Jahren befunden haben, verfielen noch nicht 12 Proz. der englischen Krankheit. Bei einem Alter der Eltern zwischen 20 und 30 Jahren steht die Ziffer auf 19, und beim Alter von mehr als 30 Jahren auf mehr als 22 Proz. Diese Tatsache gibt gewiß zu denken, da die wirtschaftlichen Zustände immer mehr auf eine Verzögerung der Eheschließung hinwirken. Sie wird aber an Bedeutung überboten durch einen anderen Hinweis von Dr. Gelati, der einen in seiner Wichtigkeit oft hervorgehobenen Mifstand berührt. Der Hauptfaktor für die Bewahrung eines Kindes vor der englischen Krankheit beruht nämlich auch nach diesen neuen Forschungen darauf, ob das Kind auf natürliche Art, auf die es als „Säugling“ ein Anrecht hat, von der Mutter ernährt, oder ob es auf die Flasche verwiesen wird.

Die Unerschlichkeit der Mutterbrust und die Notwendigkeit, den Müttern die physischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen zur Erfüllung ihres Mutterberufs zu schaffen, wird also auch durch diese Untersuchung erwiesen.

Aus dem Pflanzenleben.

Beeinflussung des Pflanzenwachstums durch Elektrizität. Schon vor längerer Zeit machte ein norwegischer Physiker, Professor Lemström, die Beobachtung, daß der Erntertrag eines Feldes durch elektrische Entladungen um 30 bis 100 Proz. vermehrt werden kann, bei einer gleichzeitigen Verkürzung der Dauer des Reisens und einer wesentlichen Verbesserung der Qualität. Veranlassung zu diesen Experimenten war seine Beobachtung, daß der Pflanzenwuchs in den Polarregionen trotz der fehlenden Wärme auffallend schnell und fruchtbar ist. Er schrieb diese Erscheinung, wie seine Versuche zeigten, mit Recht den stärkeren elektrischen und atmosphärischen Entladungen der Nordregionen zu, die unter anderem auch die unter dem Namen „Nordlicht“ bekannte prächtige Himmelercheinung verursachen. Lemström überspannte das zu beeinflussende Feld mit einem Drahtnetz, das mittels einer Influenzmaschine mit ruhender „statischer“ Elektrizität geladen wurde, die sich dann in sogenannten „dunklen Entladungen“ über das Versuchsfeld zur Erde entlud. Diese Versuche konnten aber, trotz ihrer guten Resultate im Kleinen, im großen Maßstabe in der Praxis nicht Eingang finden, weil die Influenzmaschine unzuverlässig arbeitet und weil vor allem die Drahtmenge dicht über dem Boden gespannt werden mußten, wodurch die Bearbeitung und Uebehung des Feldes während der Beeinflussung durch Elektrizität unmöglich gemacht wurde. In den letzten Jahren hat sich aber der berühmte englische Physiker Sir Oliver Lodge mit demselben Problem befaßt und eine Methode gefunden, mittels besonderer ihm patentierter „Gleichrichter“ sicher und — billig aus Wechselstrom von hoher Spannung den für diese Zwecke erforderlichen hochgespannten Gleichstrom zu erzeugen. Bei Anwendung eines solchen Stromes darf das Drahtnetz eine Höhe von 5 Metern über dem Boden haben, so daß hochbeladene Erntewagen darunter durchfahren können.

In den Jahren 1906 bis 1908 sind mit dieser Einrichtung Versuche über eine Fläche von 10 Hektaren durchgeführt worden, die den Beweis für eine erfolgreiche praktische Verwendung des Systems in der Landwirtschaft gebracht haben. Nach Nachrichten von Herrn Max Breslauer in der „E. L. Z.“ ist zurzeit eine kleine Demonstrationsanlage in der Nähe von Berlin im Bau begriffen. Es ist anzunehmen, daß dieses Verfahren in der Landwirtschaft und besonders im Gartenbau bald eine ausgebreitete Verwendung finden wird, besonders da die erforderlichen Energiemengen klein und die Anlagen verhältnismäßig einfach sind. Jedenfalls bedeuten diese Versuche einen großen Fortschritt in der „Elektrisierung“ der Landwirtschaft.
Sth.